Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Appenzeller Landsgemeinde : eine Grenzbotschaft. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Die Appenzeller Landsgemeinde.

Eine Grenzbotschaft.

I.

Mitten im Canton St. Gallen, ohne andere Grenzen als dieses, liegt der Canton Appenzell. Man weiß es auch in Deutschland aus den Hand- und Lehrbüchern der politischen Geographie, daß dieser Canton etwa 64,000 Einwohner auf 8 Quadratmeilen zählt und in zwei Theile, Appenzell außer und inner Rhoden, zerfällt. Sehr gelehrte geographische Handbücher beziehen diese Eintheilung auf zwei Bergketten gleichen Namens. Im Lande selber weiß man freilich Nichts davon und kennt „Rodel" von jeher als Bezeichnung für unser bureaukratisches „Kreis oder Bezirk", weshalb die Frage sich einfach dahin erhellt, daß Appenzell aus Landestheilen der äußeren und inneren Bezirke besteht. Natürlich soll damit der Gelehrsamkeit nicht zu nahe getreten werden. Die breiten, schöngebauten Chausseen des niedern, westlich und nördlich gelegenen Appenzell-außer-Rhoden durchfährt die fremde Touristenwelt und der große Sommerreisezug auf dem Wege nach Chur, Luzern, Glarus u. s. w.; der prächtige Säntis bleibt ihnen zur Linken, kaum flüchtig als verlorener Posten der eigentlichen Gletscherschweiz betrachtet. Denn sie bilden sich überhaupt ein, hier am Bodensee sei noch keine rechte und echte Schweiz mit jenen romantischen Schönheiten und idyllischen Schönen, die ihnen weiter drinnen mit Jodlern, Kuhreigen, Sennwirthschaften, Gletscherhörnern und Rigirundsichten, nebst den wohlgezählten 14 Seen für prompte Bezahlung hoher Taxen, den Stoff zu einem fashionabeln Buche oder einer interessanten Theeunterhaltung liefern. Man mag ihnen vielleicht nicht Unrecht geben; sie wollen ihre vier Wochen Reiseferien möglichst ausnützen und besonders überall gewesen sein, wo die Anderen auch waren.

In dieser Art, die Schweiz zu bereisen, zeichnen sich besonders die Norddeutschen aus, welche überhaupt seit dem Erstehen der Eisenbahnen im Reisegenusse multa mit multum zu verwechseln pflegen. Eine Ausgleichung wird später gewiß

kommen und hat unter den am meisten reisenden Vergnüglingen sogar jetzt schon einzelne Kreise erobert. Gerade die exclusive Gesellschaft pflegt schon mehr als ehedem die raschen Communicationsmittel blos zu benutzen, um sich nach irgend einem schönen Punkte hinzuversetzen, dann aber diesen in verhältnißmäßig kleinem Umfange möglichst genau zu exploitiren und hierauf heimzukehren. Allein diese Gesellschaft, welche eigentlich keine Heimath und keine Welt, außer der fliegenden ihrer Salons und Sommersitze hat, gewährt auch Niemandem ein Resultat ihres Reisens, welches in seiner neuen Weise immer nur wieder die Exclusivetät als Hauptzweck verfolgt, wie ursprünglich in ihrem Badeleben und nachher in ihren transatlantischen Ausflügen. Jene dagegen, denen die Reise und vollends die Vergnügungsreise ein markantes Lebensereigniß ist, suchen heut möglichst große geographische Peripherien in möglichst rascher Abthuung zu umschreiben. Ihnen ist's ein genugthuendes Gefühl, sich daheim zu vergewissern, daß die Post- und Reisekarte von Deutschland nebst den angrenzenden Ländern noch bei ihren Lebzeiten so klein und die Meilen der Reichardt'schen, Förster'schen oder Bädecker'schen Normalreiserouten so kurz geworden sind. Diese Reisenden werden nun immer die Mehrzahl ausmachen; wenigstens sind unserer zeitgenössischen Generation Eisenbahnen und Dampfschiffe noch zu neue, zu imponirende Erscheinungen, als daß nicht die ihnen verdankte Grenzerweiterung des Vergnügungsreisens fortwährend höher gestellt werden sollte, als Genauigkeit der Bereisung. Das Verlangen nach dem Contrast eines mehr intensiven, als extensiven Kennenlernens der Ferne, der Reiz eines Einheimelns an gewissen Punkten der Fremde, gleichsam das Bedürfniß einer entlegenen Villegiatur im höhern Sinne — dieses Bedürfniß kommt erst unseren Enkeln. Manche noch ferne Umgestaltungen des socialen wie politischen Lebens müssen auch wol vorangehen, ehe es überhaupt in der Weise wahrscheinlich wird, wie es z. B. in der jüngern Generation Englands schon jetzt gewöhnlich.

Also für Reisende gewöhnlichen Schlages liegt Appenzell Innerrhoden zu nahe an der deutschen Grenze und zu seitwärts von der grande route. Den Exclusiven behagt es nicht, weil für die Möglichkeit der Exclusivetät im ganzen dortigen Leben keine comfortablen Vorbereitungen gegeben sind, weil die idyllische Demokratie des Hirtenstaates sich auch nicht wohl aus jener unnahbaren Perspective betrachten läßt, wie etwa vom Balkon des Hotels * oder ** das Treiben und Leben im Berner Oberland. Die Innerrhodener „machen" nicht in Naturwüchsigkeit, Eigenthümlichkeit, Nationaltrachten und Jodlern; sie sind. Da kann der exclusive Reisende doch nicht genau wissen, ob seine souveraine Objectivetät immer intact erhalten bleibt. — Andere Wanderer, welche den Tagen ihrer Reiseferien nicht ängstlich nachzurechnen, und dem heimischen Genuß entsagt haben, einen möglichst großen Umfang ihrer Route mit dem Finger auf der Karte ihrer erstaunten Familie vorzumalen — sie sollten doch nicht verfehlen die Bergringmauern zu übersteigen, welche amphitheatralisch zur Säntisspitze aufsteigen. Für Postverbin-

dungen und gut erhaltene Fahrstraßen hat die eidgenössische Communicationsdirection bestens gesorgt, wie denn überhaupt dem fahrenden Schüler des Lebens der schweizerische Wegbau eine erkleckliche Wohlthat däucht, wenn er vorher die stammeseigenthümlichen Postwege Bayerns genossen hat, obschon sie euphemistisch Chausseen genannt werden. Schmal freilich und steil hinauf wie hinunter sind diese innerrhodenschen Straßen. Aber schön ist's da drinnen im Gebirge, eigenthümlich abgeschnitten nach außen, still und erhaben in der Rundschau, als befühlen wir ein fern gelegenes Land, wohin kein prosaisches Werkeltagsleben, keine Gewöhnlichkeit der Alltäglichkeit dringt. Das scheint nun freilich mehr, als es ist. Die Erwartung von etwas Besonderem mag sogar vorzugsweise einen solchen ersten Eindruck begünstigen. Denn man kann in St. Gallen, Thurgau und selbst in Appenzell Außerrhoden oftmals verkehrt sein, ohne von Innerhoden etwas anderes, als einigen Fabrikanten der großen Flecken oder wenigen Frauen in der schönen besonderen Tracht ihrer Heimath flüchtig begegnet zu sein. Ob Jene oder Diese Bauern, vermag uns ihre Tracht nicht zu sagen. Denn die ländliche Tracht scheint beinah obligatorisch. Gesetz und Leben kennen weder Vornehm noch Gering; blos das Geld macht wohl auch hier eine Aristokratie. Aber sie ist nicht stark genug und zu klug, um in der äußern Erscheinung nach Besonderheiten zu suchen. Im Gespräch der niederen fruchtbaren und gewerbreichen Ostkantone herrscht dagegen leicht eine gewisse vornehme Flüchtigkeit, wenn sich's auf Innerrhoden lenkt; ohne daß es ausgesprochen wird, hört man dem Tone an, daß dahinein wenig bekanntschaftliche und verwandtschaftliche, fast nur geschäftliche Bezüge gehen, daß nicht blos Berge und Dialektverschiedenheit, daß auch tiefere Unterschiede schwer übersteigliche Grenzgräben gezogen haben. Innerrhoden ist streng katholisch geblieben, während die Reformation an den Appenzeller Alpen hinanstieg bis zu jenen Höhen, wo in ihrem fester geschichteten Fels die Versteinerungen der Muscheln und Seethiere verschwinden; die stummen Zeugen des Erhebungsprozesses dieses ganzen Vorberglandes aus den wilden Wassern des nun zusammengedrängten Bodensees. Und mit der Reformation ist hier außen das ganze Leben flüssiger, biegsamer, elastischer geworden, während um Abbatis cella (Appenzell), den Hauptort Innerrhodens, der alte Glaube, die alten Herkömmlichkeiten, Gewohnheiten, Sitten und seine Bekenner immer starrer werden ließ, jemehr die St. Galler und Außerrhodner ihrer Väter unbrauchbare Erbschaft in weltmännischem Verkehr versenkten. Das hat auch den eigentlichen Grund gegeben zu jener Trennung in Innerrhoden und Außerroden, welche 1597 von einem eidgenössischen Schiedsgericht vollführt ward und seitdem constant geblieben ist, so oft auch Appenzell Innerhoden in die allgemeinen Geschicke der Schweiz verflochten und ob auch von Napoleon versucht ward, es mit St. Gallen zum Canton Säntis zusammenzuschweißen. Nach langen Kämpfen erst anerkannte Appenzell die neue Organisation der Schweiz von 1818 und seine neue Verfas-

sung von $18\frac{29}{34}$ ist in ihrem Grundwesen doch beinah wieder eine möglichste Lossagung von der damaligen Bundesverfassung; sie ward es noch mehr unter deren neueren Umgestaltungen.

Für einen andern Ort mag's vorbehalten bleiben, auf dieses Thema näher einzugehen. Hier bemerken wir nur, daß nach der Urkunde von 1834 für Außerrhoden und der von 1829 für Innerrhoden eine jährlich einmal aus allen „Landleuten" über 18 Jahr zusammentretende Versammlung die höchste souveraine Gewalt ausübt und die obersten Beamten der Republik erwählt. Dieser Tag der sogenannten „Landsgemeinde" ist stets der letzte Sonntag im April. Auf dem wechselnden Versammlungsorte von Außerrhoden mögen dann wol an 4—5000, auf dem Marktplatz von Appenzell für Innerrhoden 2—3000 Stimmfähige zusammenkommen. Das Mehr oder Minder hängt freilich vom Wetter ab. Doch immerhin ist jede der Versammlungen zahlreich und imposant genug; selbst einem Deutschen einigermaßen bedenklich und befremdlich, wenn er sich in unbewachten Momenten an das Verhandensein und die Volksversammlungen des Jahres 1848 zu erinnern wagt. Denn jeder stimmfähige Republikaner trägt hier seinen Säbel in der Hand, während dies bekanntlich $18\frac{48}{49}$ selbst von freisinnigen Leuten als offener Beginn der französischen Revolutionsgreuel und der neueuropäischen Communistenanarchie betrachtet ward.

Am 25. April 1851 herrschte wunderbar schönes Frühlingswetter. Die Außerrhodner tagten diesmal in Trogen, in der seewärts gelegenen Hälfte ihres Bezirks; und die im Südwesten wohnten, zogen vom Morgengrauen an zu Wagen und zu Fuß durch St. Gallen, beinah sämmtlich wie in einer Uniform, d. h. in schwarzen Unterkleidern, rother Weste und kurz geschwänztem grünem Frack mit blanken Metallknöpfen, den Säbel in der Hand, weil sie ihn nicht angürten dürfen. Immer erneute Jodler, von denen Tyrols durch größere Energie und schärfere Contraste der Töne verschieden, weckten den städtischen Langschläfer; ein Leben durchwogte die sonst stille und bei trocknem Wetter gar saubere Stadt St. Gallen, wie selbst nicht an den beiden Wochenmarkttagen oder zu Jahrmarktszeiten. Auf allen Plätzen sammelten sich entweder Fußgehergruppen oder andere Gesellschaften um harrende Gefährten; meistens Außerrhodner, welche sich dort ein Rendezvous gegeben hatten. Doch auch der St. Galler verschmäht es nicht, an der Landsgemeinde zu Trogen und Appenzell, d. h. an ihrem volksfestlichen Treiben theilzunehmen. Großartiger, vielleicht auch bedeutsamer in Beziehung auf die Eidgenossenschaft ist allerdings wol die Außerrhodner Landsgemeinde zu nennen; für den Fremden interessanter und in jeder Beziehung origineller die Innerrhodner.

Man fährt etwa drei Stunden von St. Gallen nach Appenzell. Wer zu Fuß geht, erreicht dagegen sein Ziel schon in zwei und einer halben Stunde. Er klettert queer über die Höhen auf prächtigen Fußwegen, während der Wagen sich langhin auf allmählich ansteigendem Wege windet, dann wieder in enge Thäler

hinabsteigt, weit umhersuchen muß nach einem Paß und endlich im Gais 2,800 F. hoch ankommt, um beinah rückwärts 500 Fuß herunter nach dem Flecken Appenzell zu gelangen. Weiche sanftgebogene Wiesenthäler wechseln vorher mit felsigen Waldschluchten, prächtige Rundsichten mit völligem Mangel an Aussicht; kleineren und größeren Wasserfällen zur Rechten des Weges begegnen wir in Menge, während bald aus weicher Erde des links ansteigenden Berges die Straße gegraben, bald aus hartem Felsen gesprengt werden mußte. Jetzt rauscht ein kleiner Fluß wenige Fuß tiefer als unser Weg; Mühlen, Fabriken haben sich daran gestellt, um sein Wasser emsig zu schöpfen, ja sie haben wol noch Raum für kleine Aecker und Miniaturgärten gefunden. Plötzlich wendet sich der Weg, eine gedeckte Brücke im Hängewerk überspringt den tückischen Waldbach, welcher so eben noch ein friedlich spielender Knabe schien und unser Wagen wird kaum von den keuchenden Rossen erschleppt auf der steil aufklimmenden Straße, zu welcher die wilden Wasser aus haushoher Tiefe heraufrauschen, wo sie sich zwischen nackten Felsen ein schmales Bett erzwingen, so schmal, daß kaum hier und da eine verkümmerte Tanne, welche vorwitzig hinunterkletterte aus dem Walde der Höhe, Zeugniß giebt von den drohenden Gefahren des Wasserkampfes, worein man ziemlich senkrecht hinabblickt. Keine menschliche Wohnung vor und rückwärts; die schwebende Holzbrücke hinter uns, die wohlgepflegte Straße unter uns sind die einzigen Zeichen menschlicher Cultur: sonst ringsum dichte Fichten- und Tannenwälder, spärlich mit Laubholz untermischt, auf den auch den schweizer Vorbergen eigenen scharfen Gipfelspitzen zum Himmel aufragend; nur vielleicht durch eine Lücke ein grüner Hag ersichtlich, worauf eine graue Sennhütte ihrer Sommerbewohner harrt. Einzelne Schneestreifen schimmern noch drüben aus dem Nachtdunkel; hier, dicht am Wege trieft noch der letzte ungeschmolzene Rest des Eiskatarakts, welchen wir im Winter mächtig und prächtig die halbe Höhe des Berges herabgestürzt und in seinem Sturze erstarrt sahen. Die schweißbedeckten Pferde dampfen, ein kalter Schneewind pfeift aus der Lücke, welcher wir entgegenfahren in die brennende Sonnenhitze herein, welche um uns brütet. Da wendet sich von Neuem der Weg, der Wald endet zur Rechten, linkshin tritt er zu den höheren Gipfeln zurück, vorwärts fliegt der Blick auf eines der schönen, sauberen, lichten, wohlhäbigen schweizer Dörfer, rechtshin fallen die Berge zu Thal, in Aeckern, Wiesen, Waldstücken schon frühlingsgrün und prachtvoll geschmückt. Dörfer, Häuser, Thurmspitzen, blinken wohin wir schauen und dahinter stehen die zerklüfteten Felsmassen der prachtvollen Säntiskette, noch tief eingehüllt in dicken Winterschnee, nur dort in tiefgrauer Nacktheit, wo an den senkrechten Wänden, Hörnern und Schluchten sogar die leichte Flocke nicht zu haften vermochte. Dort neben dem Säntis steht der Altmann, die Ebenalp, der hohe Kasten, der Kamorn, die Sigleton in eisiger Majestät mitten im aufkeimenden Grün, scheinbar so nah, daß wir in wenig Stunden ihre Gipfel erreicht haben könnten. Doch selbst in gerader Richtung, wenn wir die

Luft durchschritten, ist die wirkliche Entfernung noch 6—7 Stunden. Dennoch scheidet sich jetzt schon der von den St. Galler Anhöhen wie eine einzige Bergwand, nur mit queren Zerklüftungen anzuschauende Felsenkamm in drei hintereinander geschobene Züge, zusammenhängend zwar, aber mehr durch seitliche Brücken, als durch gemeinsamen Höhenstrich. Man möchte glauben, als einst vulkanische Mächte hier die Felskolosse durch die weichere Erdrinde aus dem Innern empordrängten, da sei der obere Grat der gesammten Hebungsmasse seiner Länge nach in drei Grate auseinander geborsten und der Culminationspunkt der von unten nach oben treibenden Kraft habe nicht an der Stelle gelegen, wo jetzt die höchste Säntisspitze (in gleicher Weise vom sogenannten Oehrli seitlich abgespaltet, wie der ganze Gebirgszug seiner Längsrichtung nach drei- und vierfach gespalten ist) in die Wolken steigt, sondern dort, wo zwischen Sigleton und eigentlichem Säntis in einer Hochebene von 3,050 Fuß der Seealphin der Sitter ihren Ursprung giebt. Dies freilich sieht man wol erst, wenn man die Berge selbst besteigt, am überzeugendsten von dem 4,500 F. erhabenen Wildkirchli an der Ebenalp. Dagegen erkennt man jetzt einen Irrthum, welcher aus weiterer Ferne allerdings den romantischen Anblick des Säntisfelsengeklüftes als Gegensatz zu der ringsum wogender Ueppigkeit des Landes erhöhte, dort schien es nämlich, als entsteige die mehr als 5000 Fuß (selbst aus der mehr als 2000 F. erhöhten Umgebung) aufstarrende Felsmasse des Säntis völlig unvermittelt dem weichern Land. Die Auen, Wälder , Alpwiesen, die Menschenwohnungen schienen an ihrem Fuße plötzlich abgeschnitten. Jetzt dagegen erkennt man die optische Täuschung. Weichere Erdwälle, von Wald und Graswuchs, dann noch von Haidekraut besetzt, legen sich wol noch an 2000 Fuß hinauf, die unterirdischen Kanten und Fundamente des Felsens verhüllend. Erst dann streckt sich dieser nackt, senkrecht, zerklüftet aus der Hülle, doch immer wieder terrassenförmig abgestuft, auf der Terrasse mit dünnen Erdschichten belegt, bis oben seine Schluchten nur bleibender Schnee erfüllt, einzelne wenige Gräser sich ängstlich an den Sonnenstellen des Gesteins anklammern, und auf die äußerste Spitze der Mensch noch eine steinerne Pyramide pflanzte.

Aus solchen Betrachtungen reißt uns wieder das bunte Menschenleben der nähern Umgebung. Wo irgend einer der vielgeschlängelten Wege herabsteigt von den Bergen, aus Gebüsch und Wald oder aus den leuchtenden Häusern der Gipfelhöhen, da erkennen wir zueilende Menschengruppen. Rufen, Gesang, lautes Gespräch aus der Nähe und Ferne; überall in den Händen der Männer der friedlich glitzernde Säbelgriff, dessen Klinge ruhig in der Scheide schlummert. Vor uns, hinter uns auf der weithin sichtbaren Fahrstraße jagten sich die kleinen Einspänner unzählbar in lustiger Eile bergab zum Ziele, welches endlich tief unten im Thale erscheint; so steil unter uns, daß doppelte Hemmschuhe eingelegt werden. Und außer den Wanderern zum feierlichen Acte des legalen Republikanis-

mus, ist der ganze Weg von Gruppen aller Art besetzt, welche das Fest und die erzwungene Langsamkeit der Gefährten zu einer reichen Bettelernte benutzen.

Wer gerade aus Bayern kommt, wo Hr. v. d. Pfordten zufolge seiner parlamentarischen Versicherungen, die Rettung des Königthums und der Gesellschaft glänzend durchführt, oder aus Oestreich, wo man diesen Zweck energischer mit Belagerungszuständlichkeit und Verfassungsaufhebung erreicht, der findet in dieser massenhaften Bettelei gerade noch keinen Beweis für die staatszerrüttenden Wirkungen einer demokratischen Republik oder für communistische Neigungen ihrer Bevölkerung. Ist man dagegen des Verkehrs in den übrigen Cantonen der Nord-Schweiz gewohnt, so wird man allerdings einigermaßen von dieser Innerrhodner Eigenthümlichkeit betroffen; denn in den überwiegend reformirten Landestheilen der Eidgenossenschaft ist überhaupt der Bettler am Wege eine seltene Erscheinung und selbst in den cisalpinischen Cantonen katholischer Confession erscheint derartiger Gewohnheitsbettel nicht gleichermaßen auffallend. Wie sich dies nun eben in Appenzell Innerrhoden, begünstigt durch die geographischen, gewerklichen und selbst politischen Verhältnisse ganz besonders ausgebildet hat, gehört am Ende nicht hieher. Dem Feinde der „mit Europa's Charakter unverträglichen" demokratisch-republikanischen Verfassungen erlauben wir uns jedoch noch eine besondere Freude durch Anführung der Thatsache zu bereiten, daß Appenzell Innerrhoden im üblen Geruche stand, den Vagabunden, Gaunern und Strolchen aller Art ein ganz besonders liebes Heimathland zu sein. Dankbar für die relative Sicherheit dieses Wohnsitzes waren dieselben freilich; denn nirgends zog der einsame Wanderer sicherer durch unwegsamste Gebirgseinöden, nirgends bedurfte das bewegliche Eigenthum geringerer Bewachung, als eben in Appenzell Innerrhoden. Allein das war eine Klugheitsmaßregel der heimathslos Heimathlichen, welche, als vor mehrern Jahren ihrer 3—400 aufgefangen wurden, zum allergrößten Theile weder dem Canton Appenzell, noch überhaupt der Schweiz angehörig befunden wurden, sondern — wie gehetztes Edelwild ja pflegt — von den königl. bayerischen und k. k. östreichischen Nachbarlanden nur herüberzuwechseln liebten. Diejenigen denen man es nachweisen konnte, traf Verbannung aus dem Canton; Anderen, bei denen dies unmöglich oder deren Besitz freundnachbarliche Großmuth zurückwieß, wurden bestimmte Polizeiheimathen octroyirt. Seit jenem Momente ist leider ein Hauptgegenstand übler Nachrede gegen die kleine Demokratie Innerrhoden verschwunden. Auch wird der echte Royalist aus Klugheitsgründen gutthun, selbst vom übrig gebliebenen Straßenbettel keine politischen Folgerungen abzuleiten; republikanische Impietät wäre sonst im Stande, Süd- und Niederbayern oder Vorarlberg und Tyrol zu ungehörigen Vergleichungen heranzuziehen. — —

Am heutigen Festtage hat jedoch selbst der Bettel in Appenzell nichts Trübseliges und Drückendes. Man sieht es ihm an, er ist ein halbes Zubehör des Festes oder das Aequivalent einer kleinen Fremdensteuer. Um Geld für „Lands-

gemeindskram" bitten die Kinder und Frauen, auch lassen sie die am Degen leicht erkennbaren „Landleute" meistens ungebeten vorüberziehen, während der Fremde mit desto dringenderen Bitten bestürmt wird. Krüppel und Cretinen sieht man trotzdem im Ganzen selten; erstere jedenfalls seltner als unter der altbayerischen Bettlerschaft, letztere seltener als in Vorarlberg und Tyrol. Der kleine Staat und die kleinen Gemeinden haben hier die sonderbare Ansicht, deren möglichste Verpflegung als eine Gewissenspflicht zu betrachten. Auch bettelnde Greise stehen nur sehr einzeln am Wege. Denn der männliche Menschenschlag ist hier kraftvoll; wenngleich meistens klein von Gestalt, doch breitschulterig mit stählernen Muskelbau und bis ins höchste Alter arbeitstüchtig. Dagegen sieht man desto mehr verkümmerte Weiber, abgewelkt, zerlumpt und armselig. Nur eins ist an ihnen, wie an den zahlreichen Kinderhaufen fast ausnahmlos schön: das Auge. Man kann in der That diesem herrlichsten Schmucke des Gesichts wol nur selten auf einer kleinen Landbreite so oft in wunderbarer Vollkommenheit begegnen, wie hier; und mit dem Berggürtel Innerrhoden verschwindet auch plötzlich die Allgemeinheit dieses Vorzugs. Bekanntlich behauptet man, in katholischen Ländern sei überhaupt Schönheit des Auges häufiger, als in protestantischen, eine Gabe des MarienDienstes. Vielleicht mag dies auch hier einwirken, obgleich die minder freundliche Erläuterung der Nachbarn behauptet, das Appenzeller Frauenauge habe eine vorwiegende Aehnlichkeit mit den Augen der Kühe und Ziegen, sei gleichsam ein körperlicher Abglanz der gewohnten Beschäftigung mit diesen Thieren. Natürlich fällt uns die Entscheidung nicht anheim und eben so wenig wie wir uns angeborner Höflichkeit gegen das zarte Geschlecht dieser neckenden Behauptung beistimmen mögen, eben so wenig darf doch die Mehrheit verläugnen, daß den Augen der Innerrhodener Frauen jener Reiz der Seele, des Temperaments, der Race selten innewohnt, welcher doch eigentlich ein wohlgeformtes Auge erst schön macht. Auch steht das schöne Auge der Innerrhoderinnen meistens vereinsamt in einem plumpen oder schlaffen Antlitz, welches selbst bei den Wohlhabenderen und Gebildeteren meistens nur in der Jugend durch pralle Frische erfreut, oder durch Bläße und Schmalheit als wehmüthiger Contrast zu der derben Art des ganzen Lebens auffällt — gewöhnlich eine Folge des über den Stickrahmen gebückten Lebens. Trotzdem sind die Innerrhoderinnen ihres Mutterwitzes halber berühmt in der ganzen Ostschweiz, und der neckende Vorwitz des Fremden, namentlich eines „Dütschen", bleibt gewiß niemals ohne treffende Abfertigung.

Doch bereits ist keine Zeit mehr, auf den einzelnen begegnenden Menschen prüfend zu blicken. Immer dichter stürzten sich die Züge der Wanderer, von allen Seiten ziehen sie heran nach dem einen Sammelpunkt im sanft geweiteten Thal. Nahe vor uns, rückwärts angelehnt an grünen Höhen, hinter denen erhabenere Tannenwälder aufsteigen, und über welche wieder der eisige Säntis herabblickt, hat sich Appenzell gelagert, reinlich, wohlhabend von Ansehen, heiter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinem dorfähnlichen Bau, durchgrünt von Gärten, durchwebt von Zeichen reger Betriebsamkeit, angefüllt in allen Gassen von bereits versammelten Gästen. Vor dem stattlichen Gasthause zum Hecht ist das wogendste Gedräng. Wagen von mannichfaltigsten Mode- und Altersformen stehen schon in Massen aufgefahren und den Aussteigenden schallt von saubergekleideten Kindern, wie von reichgeschmückten Mädchen die Bitte um „Landsgemeindskram" mit gleicher Energie wie auf der Landstraße entgegen. Was ist Landsgemeindskram? Grobes Zuckerwerk, kleine Lebzelten, die zu unendlich billigen Preisen in Buden und von Hausirern ausgeboten werden. Sie scheinen gleichsam ein Beschwichtigungsmittel für die unwürdigen Kinder und Frauen, damit diese schweigen, während die Männer tagen. Aber die Kosten dafür fallen ganz gerechter Weise den Fremden zu, denen die ganze Landsgemeinde mehr ein Schauspiel der Neugierde, als ein Act von lokalpolitischer Wichtigkeit ist. Um den massenhaften Bitten um Geld dazu, ohne allzugroße Kosten und noch dazu in überraschender Weise entsprechen zu können hat sich denn auch der civilisirte Schweizer aus den niedrigeren Nachbarcantonen mit den neuesten dort angelangten kupfernen Zweicentimenstücken versehen; ihrer 50 kosten erst 28 Kreuzer. Verduzt betrachtet die Jugend das ausgeworfene und in nicht gerade olympischen Ringspielen eroberte Geld. Der kleine Bruder zeigt es zweifelnd der erwachsenen Schwester, welche ihm jedoch eben so wenig Rath weiß, weshalb es am besten sofort beim Landsgemeindskrämer gegen besser verständliches Backwerk vertauscht wird. So ward am 25 April das neue Schweizergeld von der republikanischen Jugend Appenzell-Innerrhodens in Lebensverkehr gebracht, dem es bis da noch ganz fremd geblieben war. Und seitdem werden wohl selbst diese reinen Berghöhen auch von der gröbern Mickelscheidemünze inficirt worden sein, welche zum Entsetzen der ganzen Schweiz den vollkommen werthlosen Uebergang von den Kupfercentimen zu den zwar geschmacklosen, aber feinhaltigen Silberfranken bildet. Beinahe wäre jedoch am 25. April 1852 von den stimmfähigen Republikanern auch die Revision der Innerrhodener Verfassung nach der Bundesverfassung von 1848 beschlossen worden. Und wie dies nicht geschah, soll weiterhin erzählt werden. Eine hohe pentarchische Diplomatie, welche ja diese Bundesverfassung gern austilgen möchte, muß jedenfalls der kleinen Demokratenrepublik ihren besondern Dank für die abermalige Vertagung der Entscheidung bringen. Denn hätte jetzt Appenzell Innerrhoden für Adeptirung der Cantönliconstitution an die Bundesacte gestimmt, so wäre der klerikalen Antiagitation in anderen vorwiegend katholischen Cantonen ein vielgiltiger Nachdruck genommen und die Festwachsung der fatalen Bundesverfassung wieder an einem Flecken zum fait accompli geworden, welcher sich bisher standhaft gegen jede einheitskräftige Gestaltung der Eidgenossenschaft gestemmt hat. Aber wo, wenn solche Verwachsung einträte, wo bliebe die Zukunft des herrlichen Kölner Planes, welcher Frankreich mit etwas Westschweiz abfindet, Oestreich mit etwas mehr Ostschweiz bedenkt,

um die sämmtlichen Genossen des Sonderbundes der unmittelbaren Oberhoheit des päpstlichen Stuhles zu übergeben, dessen weltlicher Statthalter natürlich abermals Oestreich wurde.

Einige Uebelstände in unsrem Theaterwesen.

Die nächste Veranlassung zu diesen Bemerkungen, die übrigens keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, ist ein so eben erschienener Roman von Emil Walther: „Kunst- und Liebesleben" (Dresden, Woldemar Türk.) Der Verfasser, Hofschauspieler in Dresden, hat sich zur Hauptaufgabe gesetzt, das Schauspielerleben in seinen Licht- und Schattenseiten darzustellen. Das dramaturgische Intermezzo, welches er hinzufügt, ist daher nicht eine gleichgiltige Episode, sondern gehört wesentlich in den Organismus des Ganzen. Die Ansichten, die er darin ausspricht, stimmen in der Hauptsache mit denen überein, welche Eduard Devrient in seiner Geschichte des deutschen Theaters und in seiner Brochure über die Theaterschulen entwickelt hat.

Eduard Devrient hat in dem erstgenannten Werk, welches wir als wesentliches Glied unserer Nationalliteratur ansehen, historisch nachgewiesen, daß die gewöhnlichen Vorstellungen von dem idealen Zigeunerleben der Schauspieler auf einem schweren Irrthum beruhen, daß hinter jener anscheinenden Freiheit sich das kläglichste Elend versteckt, und daß die Blüthe des Theaters nur da stattfand, wo ein geordnetes kleines Gemeindewesen den Schauspieler sowol in das Reich der Kunst, als in das Reich der gewöhnlichen bürgerlichen Sittlichkeit einführte, daß Unordnung niemals ein Zeichen der Kunst, sondern stets ein Keim unkünstlerischer Verwilderung war. Er hat Versuche gemacht, diese Einführung des Schauspielers in den Kreis der Studien und des sittlichen Lebens auf eine systematische Weise zu betreiben. Wir müssen hier davon absehn, was sich in den zufälligen äußeren Umständen diesem Vorhaben entgegenstellt, und zunächst nur die allgemeinen Gesichtspunkte ins Auge fassen, die für diese Sache maßgebend sind. Wir betrachten zunächst das Theaterwesen von seiner künstlerischen, dann von seiner sittlichen Seite.

Jedem strebsamen und ehrlichen Freund der Kunst unter den Schauspielern wird es häufig drückend gewesen sein, daß seine Kunst nicht, wie z. B. Musik und Malerei, auf bestimmten technischen Voraussetzungen beruht, über die sich nicht weiter streiten läßt. Daher erklärt sich, abgesehen von den natürlichen Wirkungen gekränkter Eigenliebe, die lebhafte Abneigung, welche gerade unter den besseren Schauspielern gegen die gewöhnliche Theaterkritik herrscht, und die sich auch in dem vorliegenden Roman auf eine etwas übertriebene Weise Luft macht. Aller-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG